

<http://hdl.handle.net/20.500.11780/3705>

Erstveröffentlichung bei Vandenhoeck & Ruprecht (<http://www.v-r.de/de/>)

Autor(en): Korn, Lena

Titel: Resilienz - Eine interdisziplinäre Annäherung an Konzept und
Forschung

Erscheinungsjahr: 2012

In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 2012, 61
(5), 305-321

Nutzungsbedingungen

PsyDok gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nichtkommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von PsyDok und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt

Leibniz-Zentrum für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID)
Universitätsring 15
54296 Trier
Telefon: +49 (0)651 201-2877
Fax: +49 (0)651 201-2071
info@zpid.de

ÜBERSICHTSARBEITEN

Resilienz – Eine interdisziplinäre Annäherung an Konzept und Forschung

Lena Korn

Summary

Resilience: An Interdisciplinary Approach to Concept and Findings

First, the concept of the term “*resilience*” is introduced and summarized as an adaptive, dynamic “buffering process” of children’s mental power of resistance against biological, psychological and psychosocial development risks. Subsequently, based on a critical discussion of the current research findings, protective factors are presented, which is followed by an approach to the concept of resilience from interdisciplinary perspectives. The latest findings from developmental neurobiology show that genetic as well as environmental factors have their important share in the development of resilience. This builds a bridge to the consideration of resilience with regard to attachment theory. Accordingly *secure attachment* could be seen as a condition for a resilient conduct of life. In this context, the concept of “earned security” is additionally taken into account. Furthermore, the relevance of resilience for the field of pedagogics is shortly and critically considered. With reference to a psychoanalytic approach to the concept of resilience *self-regulation, internal integrity, mentalization and self-reflection* are elaborated on, as well as the similarity to the psychoanalytic concept of *ego strength*. In conclusion, a critical discussion of the concept of resilience and its benefits as well as potential risks related to it is presented.

Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat. 61/2012, 305-321

Keywords

resilience – protective factors – secure attachment – mentalization – ego strength

Zusammenfassung

Nach einer begrifflichen und konzeptuellen Einordnung, die *Resilienz* als adaptive, dynamische „Pufferprozesse“ psychische(r) Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken zusammenfasst, werden protektive Faktoren vorgestellt. Die Protektionsforschung wird anhand von Beispielen und methodischen Überlegungen kritisch besprochen, bevor eine Annäherung an das Konzept aus interdisziplinären

Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat. 61: 305 – 321 (2012), ISSN 0032-7034
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2012

Perspektiven erfolgt. Unter Bezugnahme auf aktuelle Ergebnisse der entwicklungsneurobiologischen Forschung wird deutlich, dass sowohl Anlage- als auch Umweltaspekte ihren wichtigen Beitrag zur Entstehung von Resilienz haben. Damit ist eine Brücke geschlagen zur Betrachtung der Resilienz im Licht der Bindungstheorie, in deren Sinne eine *sichere Bindung* die Voraussetzung für eine resiliente Lebensführung darstellen könnte. Das Konzept der „earned security“ wird in die Überlegung einbezogen. Des Weiteren folgt eine kurze kritische Betrachtung der Bedeutung der Resilienz für die Pädagogik. Bezüglich einer psychoanalytischen Annäherung an das Konzept der Resilienz werden Überlegungen zu *Selbstregulation und innerer Integrität, Mentalisierung und Selbstreflexion*, sowie zur Ähnlichkeit mit dem psychoanalytischen Konzept der *Ich-Stärke* vorgestellt. Abschließend erfolgt eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff der Resilienz, dem Nutzen des Konzepts und möglichen Gefahren beim Umgang damit.

Schlagwörter

Resilienz – protektive Faktoren – Bindungssicherheit – Mentalisierung – Ich-Stärke

1 Resilienz – Begriffsklärung und konzeptuelle Einordnung

In der modernen westlichen Gesellschaft nehmen für viele Kinder jene Risiken zu, welche eine gesunde kindliche Entwicklung gefährden. Das Aufwachsen im Rahmen traditioneller Gemeinschaften und das damit verbundene Erleben von Geborgenheit und Verbundenheit sind immer seltener gegeben (Opp u. Fingerle, 2008). So gelten beispielsweise das Großwerden bei einer allein erziehenden Mutter oder mütterliche Berufstätigkeit im ersten Lebensjahr als Risikofaktoren für die Entstehung psychischer und psychosomatischer Erkrankungen bei Kindern. Außerdem gibt es auch schwerwiegende, weniger „moderne“ Entwicklungsrisiken, wie die Psychopathologie eines Elternteils, anhaltender Streit der Eltern oder sexueller Missbrauch, denen Kinder seit jeher ausgesetzt sein können (Hoffmann u. Egle, 1996). Neben diesen psychosozialen Risiken und traumatischen Erlebnissen fungieren auch biologische und psychologische Einschränkungen oder Erkrankungen als Risikofaktoren, wie zum Beispiel Entwicklungsverzögerungen oder genetische Defekte, die zu Behinderungen oder chronischer Krankheit führen können (Hoffmann u. Egle, 1996).

Trotzdem kann man immer wieder Kinder beobachten, die zwar verschiedenen negativen Lebensbedingungen und -ereignissen ausgesetzt sind, sich aber dennoch als erstaunlich widerstandsfähig erweisen, sich psychisch gesund entwickeln und deren späteres Erwachsenenalter von einer positiven, erfolgreichen Lebensgestaltung geprägt ist (Ittel u. Scheithauer, 2008). Diese Beobachtung steht im Gegensatz zu der anfänglichen Überzeugung in der klinischen Forschung, „*dass die Kumulation von Risikofaktoren unwiderruflich zu negativen Entwicklungsverläufen in Jugend und Erwachsenenalter führt*“ (Ittel u. Scheithauer, 2008, S. 100). Es lassen sich immer mehr Belege dafür finden, dass nicht das bloße Vorhandensein von Risikofaktoren oder de-

ren Fehlen ausschlaggebend die kindliche Entwicklung beeinflusst, sondern vielmehr das Zusammenspiel von *Risiko-* und *Schutzfaktoren* (Ittel u. Scheithauer, 2008).

Relativ neu ist *Resilienz* als Gegenstand der Konzept- und Feldforschung (Leuzinger-Bohleber, 2009), als wissenschaftliche Thematik wird sie vor allem in der Genforschung behandelt. Aus dem Verlauf des vergangenen Jahrhunderts gibt es immer wieder Belege für die Beobachtung von emotional erstaunlich belastbaren Kindern, die sich, trotz extremer Traumatisierungen, ohne psychisch zu erkranken weiterentwickelten und ein befriedigendes Leben führen konnten. So hat beispielsweise Anna Freud (1969) von Kindern berichtet, die zur Zeit des dritten Reichs in Konzentrationslagern schwersten frühkindlichen Traumatisierungen ausgesetzt waren, sich aber trotz alledem psychische Gesundheit erhalten konnten.

Der Begriff „Resilienz“ leitet sich von dem englischen Wort „resilience“ (Zurückfedern, Elastizität; Widerstandskraft, Belastbarkeit)¹ ab und wurde zuerst in der Baukunde verwendet, wo er die Biegsamkeit von Material beschreibt (Leuzinger-Bohleber, 2009).

In der sozialpsychologischen Forschung wurde er für jene Persönlichkeitsmerkmale verwendet, die Kinder auszeichnen, welche sich extrem schwierigen und traumatisierenden Situationen aktiv stellen und diese erfolgreich bewältigen (Anthony u. Cohler, 1987). Die Betrachtungsweise, Resilienz sei eine Art immunisierende angeborene Eigenschaft, die man lediglich wecken und trainieren müsse, war unter anderem einem anfänglichen Optimismus unter Pädagogen geschuldet, die sich in dem Konzept den Schlüssel zur psychischen „Unverwundbarkeit“ erhofften. Schon bald, in den 1980er Jahren, wurde der Begriff aus realistischerer Sicht nicht mehr als universelle „Unverletzlichkeit“ verstanden, sondern eher als „zumeist zeitlich begrenzte, von verschiedenen (personalen und sozialen) Schutzfaktoren gespeiste psychische Widerstandsfähigkeit oder Bewältigungskapazität“ (Fingerle, 2008, S. 299). In der konzeptuellen Weiterentwicklung wurde Resilienz von dem statischen Konzept, das komplementär zu negativen Entwicklungsverläufen steht oder sich als zeitlich begrenzte Fähigkeit definieren lässt, zu einem spezifischen Wissen, das in einem dynamischen Prozess aus der Bewältigungserfahrung von Risiken entsteht und förderlich für die weitere Entwicklung eingesetzt werden kann (Fingerle, 2008). Dem Gedanken eines dynamischen Prozesses entsprechend vergleicht Rutter (1987) die Anpassung an sich verändernde, oft schwierige Lebensumstände mit einer Impfung. Ähnlich einer Immunisierung, die durch das Verabreichen schädlicher Substanzen in minimaler Dosierung erreicht werden kann, sieht Rutter psychische Widerstandsfähigkeit nicht in der Vermeidung von problematischen Situationen, sondern in Schutzmechanismen, die sich vergleichbar mit biologischer Immunität durch wiederholte Exposition entwickeln.

Die Bindungsforscher Grossmann und Grossmann (2008), die das bisherige Konzept der Resilienz sehr kritisieren, schlagen vor, den Begriff gänzlich durch psychologische Anpassungsfähigkeit, die in kritischen Situationen zu tragen kommt, zu erset-

¹ Im Englischen gibt es auch das Wort *resiliency*, das sehr ähnlich mit Elastizität, Prallkraft, Rückfederung übersetzt wird.

zen. Sie finden in dem „*inflationären und inhaltsleeren Begriff Resilienz (...) lediglich unerwartete Formen von Anpassungsfähigkeit, über die man sich wundert*“ (S. 295).

Im Verlaufe der Konzeptualisierung bezüglich Resilienz wurden, wie nun veranschaulicht, verschiedene Aspekte zusammengetragen. Entsprechend könnte man das aktuelle Konzept der Resilienz als relative, adaptive, interaktionale mit der (sozialen) Umwelt stattfindende, dynamische „*Pufferprozesse*“ (Werner, 2008b, S. 311) „*psychische[r] Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken*“ (Wustmann, 2005, S. 192) zusammenfassen.

2 Ergebnisse der Protektionsforschung

Damit der konzeptuell als adaptiv beschriebene Prozess der Resilienz gelingen kann, bedarf es Bedingungen und Ressourcen, die der psychischen Widerstandskraft von Kindern zuträglich sind und die gesunde kindliche Entwicklung schützen. In diesem Sinne kann Resilienz auch als Produkt schützender Faktoren und Prozesse verstanden werden, die dem Kind helfen, sich trotz hohen Risikos gesund zu entwickeln (Werner, 2008). Mit dieser Thematik beschäftigt sich die Resilienz- bzw. Protektionsforschung und steht damit im Gegensatz zur klinischen Psychologie, die sich mit den Ursachen und Korrelaten von psychischen Erkrankungen und normativen Abweichungen befasst, nicht mit den bejahenden und stärkenden Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen (Rutter, 1999). Als „*wissenschaftshistorisch interessantes Phänomen*“ bezeichnet Leuzinger-Bohleber (2009, S. 18)² das relativ unvermittelt aufgetretene Interesse an der Erforschung von Resilienz, welches unabhängig voneinander in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen aufkam. So befassen sich seit Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts Forscher der Entwicklungspsychologie, Pädagogik, Pädiatrie, Psychoanalyse, Psychiatrie und Soziologie mit Fragen kindlicher Widerstandsfähigkeit (Leuzinger-Bohleber, 2009; Werner, 2008a).

Einige Studien haben sich bislang protektive Faktoren zum Forschungsgegenstand genommen, doch sind retrospektive und vor allem prospektive Longitudinalstudien sehr aufwändig in Bezug auf Personal und Kosten und daher eher selten (Dornes, 2002). Emmy Werner (2008b) leistete mit ihrer prospektiven Längsschnittuntersuchung auf der hawaiianischen Insel Kauai früh einen wichtigen Beitrag in der Resilienzforschung. Ab 1955, und damit zu einer Zeit, in der es den Begriff der Resilienz diesbezüglich noch gar nicht gab, erforschte sie in der Kauai-Studie an 689 Personen über den Zeitraum von 40 Jahren protektive Faktoren. Ein Drittel der Untersuchten, die schon im Alter von zwei Jahren erheblichen Risiken, wie chronischer Armut, elter-

² Von 2003 bis 2006 wurde am Sigmund-Freud-Institut (SFI) eine groß angelegte, repräsentative, empirische Studie durchgeführt: die Frankfurter Präventionsstudie (FP), die in mehreren Studien, z. B. STARTHILFE und EVA im Rahmen der Hessischen Exzellenzinitiative im IDeA-Projekt (Centre for Research on Individual Development and Adaptive Education of Children at Risk) weitergeführt wurde (Leuzinger-Bohleber, 2009).

licher Psychopathologie und dauerhafter Disharmonie ausgesetzt waren, entwickelte sich „zu leistungsfähigen, zuversichtlichen und fürsorglichen Erwachsenen“ (S. 21). Werners Forschungsergebnisse stimmen mit den Berichten von anderen Forschern überein und scheinen in vielen Fällen über ethnische und geografische Grenzen hinweg Gültigkeit zu haben (Werner, 2008a).

Hoffmann und Egle (1996) formulieren Schutzfaktoren als Faktoren, die auf Entwicklungsrisiken oder risikobehaftete Situationen modifizierenden Einfluss nehmen, im Sinne einer Reduzierung des kindlichen Risikos zu erkranken, und bieten eine Übersicht protektiver Faktoren, die hier mit einer Liste gleichartiger Faktoren von Lösel und Bender (2008) kombiniert und in drei Gruppen nach Dornes (2002) eingeteilt sind.

1. *Eigenarten des Kindes:*

- Temperamentsmerkmale (robustes, aktives, flexibles und kontaktfreudiges Temperament)
- kognitive Kompetenzen, wie z. B. mindestens durchschnittliche Intelligenz
- Geschlecht (wird unten besprochen)
- internale Kontrollüberzeugung
- Erfahrungen der Selbstwirksamkeit und ein positives Selbstkonzept
- aktives Bewältigungsverhalten bei Belastungen
- Erfahrungen der Sinnhaftigkeit und Struktur in der eigenen Entwicklung

2. *Besonderheiten des Familienmilieus:*

- stabile, emotionale Beziehung zu mindestens einem Elternteil oder einer anderen Bezugsperson
- emotional positives, unterstützendes und Struktur gebendes Erziehungsklima
- Großfamilie, kompensatorische Elternbeziehungen, Entlastung der Mutter
- insgesamt attraktives Mutterbild
- gutes Ersatzmilieu nach frühem Mutterverlust

3. *Außerfamiliäre Besonderheiten:*

- soziale Förderung (durch z. B. Schule, Kirche, Jugendgruppe)
- hoher sozioökonomischer Status

Ein Teil der aufgelisteten Faktoren findet später in dieser Arbeit weitere Erwähnung. Eine eingehendere Diskussion jedes einzelnen Faktors würde an dieser Stelle zu weit führen. Lediglich *ein* Faktor soll hier näher betrachtet werden, da er genauerer Erläuterung und auch kritischer Auseinandersetzung bedarf. Es handelt sich um den Faktor *Geschlecht*. Einige Studien belegen, dass Mädchen bei vergleichbarer Gesamtbelastung weniger anfällig für Verhaltensauffälligkeiten und Neurosen erscheinen als Jungen (Dornes, 2002). Was Ittel und Scheithauer (2008) dem entgegensetzen, ist die Hinfälligkeit des positiven Geschlechtereffekts für Mädchen zugunsten der Jungen, die in Studien belegt werden konnte, in denen Resilienz nicht allein mit dem Kriterium der *sozialen Kompetenz* operationalisiert, sondern weiter gefasst wurde und beispielsweise das *Gefühl von Selbstwirksamkeit* Berücksichtigung fand. Außerdem schlägt der Geschlechtereffekt in der Pubertät um, in der einhergehend mit

hormoneller Umstellung und psychosozialen Anpassungsherausforderungen, insbesondere früh entwickelnde Mädchen stärker gefährdet sind, psychisch zu erkranken (Rutter u. Moffitt, 2003) und Schwierigkeiten in der psychosozialen Anpassung zu zeigen (Stattin u. Magnusson, 1990). Ittel und Scheithauer (2008) betonen zudem, dass Mädchen vor der Pubertät oftmals nur vermeintlich als resilient eingeschätzt werden können, wenn sie massiver Risikobelastung in der Familie ausgesetzt sind und zunächst keine offensichtlichen Entwicklungsstörungen aufweisen. Im Jugendalter haben diese dann ebenfalls ein erhöhtes Risiko aggressiv-dissoziales Verhalten oder depressive Störungen zu zeigen. Dies macht deutlich, wie trügerisch die Einstufung als resiliente Person sein kann und zeigt das Risiko des Konzepts insgesamt, den Bedarf an angemessener Unterstützung und Hilfe bei Kindern zu unterschätzen, die unter widrigen Umständen aufwachsen und (noch) keine problematischen Auffälligkeiten zeigen. Das weibliche Geschlecht als pauschalen Schutzfaktor einzuordnen, befinden Ittel und Scheithauer insgesamt für sinnlos. Sie sind der Meinung, dass es vielmehr vonnöten sei, Risiko- und Schutzfaktoren sowie deren Wirkweisen für Mädchen und Jungen *unterschiedlich* zu bestimmen. Auch empfehlen sie die geschlechtsspezifischen Entwicklungsverläufe nicht außer Acht zu lassen, die insbesondere bezüglich des Einsetzens der Pubertät eine wichtige Rolle spielen.

Am Beispiel des Faktors Geschlecht wurden nun bereits einige kritisch zu betrachtende Aspekte bezüglich Schutzfaktoren und Resilienz erwähnt. Folgend soll genereller der Sinn und Nutzen eines wie oben aufgeführten Variablenkatalogs an Schutzfaktoren kritisch besprochen werden.

Schon konzeptionell sieht Fingerle (2008) aufgrund der *Ambiguität von Schutzfaktoren* ein Gebot zur Vorsicht. So können bestimmte Personen- und Umweltmerkmale in vielen Situationen und Hinsichten als Ressource fungieren, unter anderen Umständen aber Gefahren für die Entwicklung verstärken. Am Beispiel der *Intelligenz* kann dies veranschaulicht werden: Im Hinblick auf die sozial-emotionale Entwicklung kann eine höhere Intelligenz beispielsweise durch Schulerfolge und darauf folgende soziale Anerkennung das Selbstwertgefühl stärken (Dornes, 2002). Durch eine bessere Fähigkeit zu planen, negative Konsequenzen abzuwägen, Konflikte verbal zu lösen und nicht-aggressive Verhaltensweisen zu entwickeln, kann überdurchschnittliche Intelligenz bei Kindern möglicherweise eine antisoziale Entwicklung abpuffern. Auf der anderen Seite differenzieren intelligente Personen ihre Wahrnehmung stärker und könnten somit sensibler auf Stress reagieren sowie zu internalisierender, depressiver Problemverarbeitung neigen (Lösel u. Bender, 2008).

Auch die Methode der Resilienzforschung sollte mit kritischen Augen betrachtet werden. Luthar und Zelazo (2003) formulieren den methodischen Vorbehalt, dass Resilienz nicht direkt messbar sei und nur auf Grundlage eines Zwei-Komponenten-Konstrukts von *Risiko* und *positiver Anpassung* erschlossen werden könne. Wie auch mit Blick auf die obige Ausführung bezüglich des Konzeptes der Resilienz (vgl. Abschnitt 1) gesehen werden kann, fehlt der Resilienzforschung des Weiteren eine Theorie mit *explikativem* Anspruch (BZgA, 2001). Die Vergleichbarkeit und Zusam-

menführung von Forschungsergebnissen ist somit sehr eingeschränkt. Dies wird zudem dadurch verstärkt, dass im Bezug auf die Kriterien für Resilienz in der Forschung große Unterschiede vorliegen. So kann beispielsweise die Abwesenheit von Verhaltensproblemen und bestimmten Störungen als Kriterium herangezogen werden, oder aber die Definition richtet sich nach positiven Indikatoren wie der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben (Lösel u. Bender, 2008). Je nach Wahl der Kriterien können so die Forschungsergebnisse unterschiedlich ausfallen. Lösel und Bender (2008, S. 61) folgern, dass „keine Patentlösung für die Definition von Resilienz existiert (...)“ und „(...) Befunde mit sehr engen Resilienz Kriterien nicht einfach generalisiert werden“ dürften. Luthar, Cicchetti und Becker (2000) erwähnen jedoch, dass einige Autoren diesem Problem bereits dadurch begegnen, von spezifischen Typen der Resilienz zu sprechen, wie schulischer, emotionaler oder verhaltensbezogener Resilienz. Doch nicht nur ein generalisierender Umgang mit den Kriterien der Resilienzforschung ist ein kritischer Aspekt. Auch mit der Generalisierung in Bezug auf die Zielgruppe gilt es vorsichtig umzugehen. Zwar können Ergebnisse von Untersuchungen an Kindern, die unter nicht widrigen Umständen aufwachsen, heuristisch wertvolle Anhaltspunkte liefern, doch können sie keine generellen Ableitungen für Individuen ermöglichen, welche mit Widrigkeiten konfrontiert sind (Luthar, Cicchetti, Becker, 2000). In diesem Sinne ist wohl auch die Universalität des Konzeptes der Resilienz fraglich und eine weitere Dimension der Kategorisierung im Rahmen der Resilienzforschung wird deutlich: Was für ein Straßenkind gilt, hat nicht unbedingt Relevanz für ein Kind mit Behinderung, das wohlbehütet aufwächst.

3 Resilienz im Licht unterschiedlicher Disziplinen

Ein Phänomen wie Resilienz lässt sich nicht aus einer Disziplin allein befriedigend ergründen. Aufgrund der mannigfaltigen Aspekte, die es in Bezug auf psychische Widerstandsfähigkeit zu betrachten gilt, ist es Anliegen dieser Arbeit, sich diesem Konzept aus verschiedenen ausgewählten Perspektiven zu nähern. Auch soziologische Aspekte wären eine interessante Ergänzung, können hier jedoch aufgrund einer anderen Schwerpunktwahl keinen Platz finden.³

3.1 Resilienz aus Sicht der Entwicklungsneurobiologie⁴

Es gibt mittlerweile eine breite Forschung zu genetischen, epigenetischen und neuronalen Mechanismen der Resilienz, auf die hier nur ausschnitthaft eingegangen werden kann. Neurobiologische Untersuchungen zur Stressresilienz sind bedeut-

³ Literatur zur Salutogenese aus Sicht eines Soziologen siehe: Prof. Dr. Aaron Antonovsky, Übersicht zur Originalliteratur. BZgA (2001), 105-106.

⁴ Beitrag zur Entwicklungsneurobiologie von A. Streeck-Fischer.

sam, da sie die Fähigkeiten im Umgang mit Belastungsfaktoren maßgeblich erfassen, warum beispielsweise in einem Fall stressbedingte Lebensereignisse zu chronischen Erkrankungen führen können und im anderen verkraftet werden.

Vor allem in der Antwort auf Stress kann deutlich werden, inwieweit eine Person resilient reagiert. Hier spielt die HPA-Achse⁵ eine zentrale Rolle (Heim u. Nemeroff, 1999). In zahlreichen Tiermodellen und auch in manchen Studien an Menschen konnte deutlich gemacht werden, dass Resilienz mit einer gut funktionierenden HPA-Achse verbunden ist. Dies bedeutet, dass es unter Stress zu einer schnellen Aktivierung von Cortisol und einer wirksamen Beendigung kommt. Bei anhaltendem und unkontrolliertem Stress erfolgen jedoch hohe Cortisolausschüttungen, die zu Hochdruck, Immunsuppression sowie kardiovaskulären Krankheiten und anderen gesundheitlichen Problemen führen können. Hohe Cortisolausschüttungen haben aufgrund ihrer neurotoxischen Wirkung fatale Folgen für das Gehirn. So kann es insbesondere in der Hippocampusregion zu Atrophie von Neuronen kommen (McEwen u. Milner, 2007). BDNF (brain-derived neurotrophic factor), ein neurotropher Faktor, schützt bei Gesunden neuronale Hirnstrukturen vor schädigenden Wirkungen von Stress (Duman u. Monteggia, 2006). Da die Stressantwort sehr eng mit dem Bindungssystem verbunden ist, spielen die frühen Entwicklungsbedingungen eine zentrale Rolle (s. u.).

Auf Stress reagieren ebenfalls das adrenerge und das noradrenerge System. Beide sind mit Kampf- und Fluchtreaktionen in Belastungssituationen assoziiert. Ihre genauere Wirkungsweise kann bisher noch nicht klar definiert werden, das Gleiche gilt beim serotonergen und dopaminergen System.

Wichtig sind die Gen-Umwelt-Interaktionen auf die Resilienz. So sind HPA-Achsen bezogene Gene bekannt. Es gibt funktionelle Varianten von mineralocorticoiden und glucocorticoiden Rezeptorgenen, welche die Aktivierung und Beendigung der Antwort der HPA-Achse auf Stress regulieren. Am besten untersucht ist die Gen-Umwelt-Interaktion im Promoter des menschlichen Serotonin-Transporter-Gens. So scheinen Träger des kurzen Allels von 5-HTTLPR assoziiert mit einem Risiko für Depressionen bei belastenden Lebensereignissen, einschließlich Kindesmisshandlungen zu sein (Caspi et al., 2003; Ising et al., 2008). Die funktionelle Bildgebung zeigt, dass Personen mit kurzen Allelen gleichsam einen biologischen Marker für eine verstärkte Reaktionsbereitschaft auf Stress tragen. Auch weitere Polymorphismen scheinen mit einer gewissen Risikobelastung einherzugehen.

Bei Gen-Gen- und Gen-Umwelt-Interaktionen zeigt sich, dass eine Monoaminoxidase-A-Interaktion die endokrine Antwort auf psychische Herausforderungen beeinflusst. Soziale Unterstützung scheint Effekte des kurzen Allels abzuschwächen, ebenso bei anderen Genotypen.

Des Weiteren finden sich auch wichtige epigenetische Mechanismen bei der Resilienzentwicklung. Hier sind insbesondere die Studien der Arbeitsgruppe von Mea-

⁵ Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse, engl.: Hypothalamic-pituitary-adrenocortical axis.

ney (Meaney u. Szyf, 2005) bedeutsam, die an Tiermodellen deutlich machen konnte, dass Mäuse, die eine fürsorgliche Aufzucht erfahren haben, deutlich stressresilienter, d. h. mit abgeschwächten Cortisolreaktionen, reagierten, als schlecht versorgte Mäusebabys. Dabei konnte eine Anreicherung von Glucocorticoid-Rezeptoren im Hippocampus bei gut versorgten Mäusebabies festgestellt werden. Bemerkenswert ist, dass Mäuse von schlecht versorgenden Müttern durch die Aufzucht von gut versorgenden Müttern diese Stressresilienz ebenfalls entwickelten. Diese Unterschiede in der Methylierung und Demethylierung bei der Genexpression entwickeln sich in den ersten Lebenstagen und dauern bis ins hohe Erwachsenenalter an. Es kommt zu epigenetischen Veränderungen, die auch in die nächste Generation weitergegeben werden (Weaver et al., 2004). Die Bedeutung der Tiermodelle mit den Veränderungen der Glucocorticoid-Rezeptoren im Hippocampus konnte partiell auch bei Erwachsenen nachgewiesen werden. Diese Untersuchung wurde an Personen durchgeführt, die sich erfolgreich suizidiert hatten. Bei der Unterscheidung zwischen Personen, die frühe Traumatisierungen erfahren hatten und Personen ohne frühe Traumatisierungen, zeigt sich, dass die Traumatisierten eine deutlich niedrigere Glucocorticoid-Rezeptordichte im Hippocampus hatten (Mc Gowan et al., 2009).

Insgesamt verweisen die Studien darauf, dass sowohl Anlage- als auch Umweltfaktoren ihren wichtigen Beitrag zur Resilienz haben und in ihrer Bedeutung nicht vernachlässigt werden sollten.

3.2 Resilienz und ihre Bedeutung für die Pädagogik

Zwar liegt nahe, dass das Konzept der Resilienz und die Ergebnisse der Resilienzforschung für die angewandte *Pädagogik* durchaus relevant sein können, die Auseinandersetzung mit dieser Disziplin soll in der vorliegenden Arbeit jedoch keinen Schwerpunkt bilden und nur eine kurze Einschätzung der Implikationen für das Gebiet Erwähnung finden.

Fingerle (2008) hat einen kritischen Blick auf Resilienz aus pädagogischer Sicht geworfen. Konzeptuell stelle die oben erwähnte *Ambiguität von Schutzfaktoren* bereits die Brauchbarkeit einer undifferenzierten Ressourcenförderung in Frage. Weder Risiken noch Ressourcen könnten *vorab* festgelegt werden, sondern nur innerhalb ihres wechselseitigen Bezugssystems und ihrer individuellen Konstellationen erkannt werden. Dies stelle innerhalb eines förderdiagnostischen Konzepts hohe Anforderungen an einen relativistischen, dynamischen Resilienz begriff. Was die Resilienzforschung jedoch bereits für die pädagogische Disziplin habe leisten können, sei die Entdeckung natürlicher Bewältigungsformen massiver Entwicklungsrisiken, die im Rahmen eines relativierten Ressourcenbegriffes einzuordnen seien sowie die Erkenntnis, dass individuelle Entwicklung angesichts vorliegender Risikofaktoren variabel verlief.

Fingerle (2008) misst des Weiteren den Erkenntnissen der Resilienzforschung insofern eine zentrale Bedeutung bei, als sie Anweisung gäben, entwicklungsfördernde soziale Nischen zu erkunden, zu organisieren und etablieren, nicht lediglich personale

Bewältigungsressourcen zu trainieren *und* zudem Beratung für die flexible Gestaltung des Passungsverhältnisses zwischen Ressourcen und Umwelten zu bieten.

3.3 Resilienz im Licht der Bindungstheorie

Die Bindungsforscher Grossmann und Grossmann (2008) schlagen ein eigenes Konzept zu Resilienz vor. Für sie stellt, wie eingangs bereits erwähnt (siehe Abschnitt 1), die Bewältigung der hohen Anforderungen der individuellen *Anpassung* an das soziale, intellektuelle und kulturelle Leben *resilientes Verhalten* dar. Die Voraussetzung für das Erlernen psychologisch adaptiver Umgangsformen sehen die beiden Forscher in der Entwicklung *psychischer Sicherheit*. Damit ein Kind psychische Sicherheit entwickeln könne, sei die angemessene und prompte Befriedigung der emotionalen sowie sozialen Bedürfnisse nötig, die von Geburt an bestehen. Dies entspricht der Voraussetzung eines sicheren Bindungstyps, wie er in der aktuellen Bindungsforschung beschrieben wird. Nach Grossmann und Grossmann seien psychisch sichere Personen, im Gegensatz zu psychisch Unsicheren, auch bei hohen inneren Belastungen fähig, ihre Aufmerksamkeit gegenüber der äußeren Wirklichkeit nicht aufzugeben, ferner die Verbindung zwischen innerer Kohärenz und äußerer Korrespondenz aufrechtzuerhalten. Des Weiteren hätten psychisch sichere Personen, Grossmann und Grossmann zufolge, die Fähigkeit, über ihre eigene Befindlichkeit nachzudenken, diese neu zu überdenken, wie auch ihre Geschichte und die gegenwärtigen Lebensumstände richtig zu interpretieren. Außerdem handelten sie zielstrebig und versuchten innerhalb ihrer Möglichkeiten realistisch geplante Lösungs- und Auswege zu finden. Und eben genau mit diesen Merkmalen psychisch sicherer Personen beschreiben Grossmann und Grossmann (2008, S. 292) psychische Anpassungsfähigkeit: „*im Einklang mit der Wirklichkeit zunehmend kompetent, planungs- und handlungsfähig zu bleiben*“ und dabei außerdem „*Unterstützung von anderen anzunehmen*“. Durch die zentrale Fähigkeit zur geistigen Reflexion und zusätzlich durch adäquate Kompetenzförderung seien psychisch sichere Individuen, den beiden Bindungsforschern zufolge, dem Umgang mit neuen Herausforderungen und auch widrigen Umständen gewachsen und könnten in diesem Sinne als resilient eingeschätzt werden.

Auch bei *psychisch sicheren Personen* können unter stark belastenden Umständen adaptive Probleme auftreten. Sie können jedoch in ihren inneren Arbeitsmodellen auf bereits gelebte und erst später verloren gegangene Erfahrungen zurückgreifen (Sroufe, Egeland, Calson, Collins, 2005). Durch wissenschaftliche Untersuchungen wird das Wissen um das Zustandekommen und Funktionieren psychischer Sicherheit in kritischen Situationen immer umfangreicher. So kann leichter festgestellt werden, welche affektiven Defizite Personen haben, denen psychische Anpassungsleistungen seltener gelingen. Entsprechend können Interventionen angewendet werden, die auf den Weg zu „*selbstbestimmten, psychologisch adaptiven und befriedigenden Lebenserfahrungen*“ führen (Grossmann u. Grossmann, 2008, S. 296).

Kritik an dem Konzept der sicheren Bindung als Resilienzgrundlage, und damit auch der *psychischen Sicherheit* als dieselbe, übt Leuzinger-Bohleber (2009), die den Bindungstyp nicht als angemessenes Erklärungskonzept für die Entwicklung resilienten Verhaltens ansieht. *Sichere Bindung als protektiver Faktor* wird von ihr als vereinfachende Sichtweise eingeschätzt. Der Ansatz der sicheren Bindung könne ihrer Meinung nach oft enorm komplexe Beziehungserfahrungen nicht adäquat konzeptualisieren, wenn diese nicht idealtypisch mit dem „*empathischen Primärobjekt(...)*“ (S. 30) erlebt würden und somit problematisch und von Ambivalenzen geprägt sein könnten. Leuzinger-Bohleber spricht sich dafür aus, vielmehr genau die Individuen als resilient zu bezeichnen, die sich auf der Grundlage einer unsicheren Bindung und trotz traumatischer Kindheitserlebnisse einen sicheren Bindungstyp erarbeitet haben können. Diese erworbene Bindungssicherheit wird „*earned security*“ genannt.

Was durch die psychoanalytische Resilienzforschung jedoch als unverzichtbar für die Möglichkeit zu resilientem Verhalten gilt und so auch von Leuzinger-Bohleber (2009) betont wird, sei die „genügend gute“ Beziehung zu mindestens einem Objekt, ob innerhalb oder außerhalb der Familie. Ist diese vorhanden, kann der negative Einfluss, der durch andere Risikofaktoren ausgeübt wird, abgepuffert werden. Dies gilt auch für schwierige Situationen innerhalb der Familie, wie Streit der Eltern oder Scheidung (Dornes, 2002).

Diese Erkenntnis findet sich auch wieder in Grossmann und Grossmanns (2008) Hinweis auf die inneren Arbeitsmodelle psychisch sicherer Personen, auf die unter kritischen Lebensumständen zurückgegriffen werden könne (vgl. Abschnitt 3.4). „*Solche positiven Beziehungserfahrungen ermöglichen dem Kind, trotz Vernachlässigung, Gewalterfahrungen und Traumatisierungen seelisch das ‚Prinzip Hoffnung‘ aufrecht zu erhalten, um nicht vollends der Verzweiflung und Resignation zu verfallen*“ (Leuzinger-Bohleber, 2009, S. 30).

3.4 Resilienz aus Sicht der Psychoanalyse

Nach psychoanalytischen Gesichtspunkten kann Resilienz unter anderem als Fähigkeit definiert werden, durch *Selbstregulation* eine *innere Integrität* aufrechtzuerhalten oder nach einem störenden Vorfall wiederherzustellen (Fajardo, 1991). Als entscheidend, um Schaden von einem inneren kohäsiven Zustand abzuwehren, sieht die Psychoanalytikerin Fajardo die Eigenschaft an, sich das Umfeld zu Nutzen zu machen und störenden Einflüssen standzuhalten. Fajardo bezieht sich auf Waddingtons (1966) entwicklungsbiologische Ansichten bezüglich des „organisierten“ Organismus, der sich dank gutartiger Einflüsse aus der Außenwelt gesund entwickeln und von Störungen erholen kann, wenn er aufgrund positiver Erfahrungen stabil genug ist (vgl. Abschnitt 3.1). Hier betont Fajardo, dass auch psychoanalytische Therapie eine Möglichkeit zu einer solchen gesunden Weiterentwicklung und einem inneren kohäsiven Zustand bieten und damit Resilienz durch psychoanalytische Interventionen gefördert werden könne.

Nach Fonagy (2009) sind es die Fähigkeiten zur *Mentalisierung* und *Selbstreflexion*, die entscheidend seien, wenn es um eine resiliente Entwicklung gehe. Diese Fähigkeiten sind die Grundlage dafür, sich in sich selbst und die Personen in seiner Umwelt einzufühlen (Leuzinger-Bohleber, 2009). Dafür ist ein symbolisches Repräsentationssystem von mentalen Zuständen nötig (Fonagy, 2009). An dieser Stelle lässt sich eine Parallele ziehen zu den oben erwähnten Merkmalen der psychisch sicheren Kinder, beschrieben von Grossmann und Grossmann (vgl. Abschnitt 3.4), die sich unter anderem durch selbstreflexives Einschätzen der eigenen Person auszeichnen.

Die Fähigkeit, vorbewusst imaginativ mentale Zustände zu begreifen, kann durch das Erleben eines Traumas verloren gehen. Auch kann durch traumatische Erlebnisse das Bewusstsein der Beziehung zwischen internaler und externaler Realität abhanden kommen (Fonagy u. Target, 2000; zit. n. Fonagy, 2009). Hier kann erneut eine Parallele zum Konzept der psychischen Sicherheit von Grossmann und Grossmann (vgl. Abschnitt 3.4) erkannt werden, da für dieses Konzept ebenfalls die Verbindung zwischen innerer Kohärenz und äußerer Korrespondenz ein wichtiges Merkmal ist. Wie oben in der Auflistung von Schutzfaktoren unter „Eigenarten des Kindes“ gesehen werden kann (vgl. Abschnitt 2.), hat die Resilienzforschung *Erfahrungen der Sinnhaftigkeit (...)* in der eigenen Entwicklung als protektiven Faktor festgestellt. Vielleicht kann hier eine Brücke zu einem Aspekt dissoziativen Denkens geschlagen werden, welches auch durch Traumatisierung ausgelöst werden kann. Es geht um den Aspekt der *zwanghaften Suche nach Sinn*, der sich in hyperaktiver Mentalisierung äußert und bedingt ist durch ein Gefühl von Leere sowie Trennung im dissoziativen, traumabedingten *Als-ob-Modus* (Fonagy, 2009). Aus seinen Ausführungen lässt sich folgern, dass Fonagy der Ansicht ist, dass resiliente Entwicklung durch die Bewältigung von Traumata und damit der Wiederherstellung von Mentalisierungsfähigkeit, Selbstreflexion wie auch einer Kohärenz von innen und außen erreicht werden könne.

Zwar ist Resilienz kein Begriff, der ursprünglich aus der Psychoanalyse stammt, es kann aber Ähnlichkeit zum psychoanalytischen Konzept der Ich-Stärke festgestellt werden. In der Persönlichkeitspsychologie gibt es ebenfalls das Konzept der Ich-Stärke, wofür im Englischen auch der Begriff „ego-resiliency“ verwendet wird. Ich-Stärke wird erläutert als die – im Gegensatz zur Resilienz *nicht* dynamischen – Eigenschaft einer „in sich stabilen Persönlichkeit, [die] ihre Ziele angemessen und flexibel verfolgen und durchsetzen (...)“ kann (Rauh, 2008, S. 175). „In den Beziehungen zur Außenwelt kann ein Ich stark genannt werden, welches in der Lage ist, zum einen gültige Urteile über die Realität zu fällen und zum anderen seine Absichten auch angesichts von Widerständen auszuführen“ (S. 82), äußerte sich Fenichel bereits 1938 zu einem starken Ich. Die „gültigen Urteile über die Realität“ lassen sich auch wiederfinden in den Merkmalen psychisch sicherer Kinder, die von Grossmann und Grossmann als resilient eingeschätzt werden (vgl. Abschnitt 3.4). Fenichel nennt in seinem Vortrag zu „*Ichschwäche und Ichstärke*“ als Umstand, der zu einer positiven Ich-Stärke beiträgt, beispielsweise die Ansicht Ballys, „(...) daß Existenzsicherheit und Sorgenfreiheit – also sozusagen eine umfassende Pflege – während der Periode der Entwicklung des Ichs die besten Voraussetzungen und die größte Sicherheit

bieten“ (S. 83). Dies spiegelt sich deutlich in einigen Faktoren wider, die von der modernen Protektionsforschung ermittelt wurden (vgl. Abschnitt 2).

Der Psychoanalytiker Hartmann (1975) ist der Ansicht, dass es psychische Widerstandskraft nur auf Basis einer Ich-Stärke geben könne, die von „*Begabungs-, Charakter-, Willens- usw. -elemente[n]*“ (S. 19) unterstützt werde. Diesbezüglich kann eine Verbindung zum Konzept der Resilienz anhand der oben erwähnten Schutzfaktoren (vgl. 2) angedacht werden, zu denen beispielsweise *kognitive Kompetenzen* (als Begabungselement), *Temperamentsmerkmale* (als Charakterelement), oder auch *internale Kontrollüberzeugung* und eine *Überzeugung der Selbstwirksamkeit* (als Art Willenselemente) zählen, womit Hartmanns Überlegung durch die aktuelle Protektionsforschung bekräftigt werden kann.

4 Diskussion und Resümee

Beginnen soll diese Diskussion mit einer Kritik an der reinen Begrifflichkeit der Resilienz. Wie oben erwähnt stammt der Terminus Resilienz vom englischen „resilience“, was sich wiederum auf das Lateinische „resilire“ zurückführen lässt, das „zurückspringen/abprallen“ bedeutet. Als bedauerlich an dieser Wortwahl kann betrachtet werden, dass sich eine aner kennenswerte Anpassungs- oder Selbstheilungsleistung des Kindes, die hinter dem Konzept der Resilienz steht, im Begriff nicht wiederfinden lässt. Ein psychisch widerstandsfähiges Kind passt sich dynamisch an, lernt dazu und wird geprägt durch Erfahrungen. Auch wenn es sich durch belastende Umstände und Ereignisse nicht „unterkriegen“ lässt, so geht es doch gerade aufgrund des *adaptiven* Prozesses verändert aus ihnen hervor. Ähnlich sehen Grossmann und Grossmann (2008) in der Auffassung einer Fähigkeit, Unglück oder Veränderung zu „verwinden“, keine psychologische Erklärung und auch keine Anregung zu einer solchen.

Ein weiterer Kritikpunkt liegt in der Fraglichkeit eines „Alleinstellungsmerkmals“ der Resilienz als Konzept, eines „eigenen“ Nutzens des Konzepts. Inwiefern gibt es Hilfestellung dazu, Dinge besser zu verstehen? In Anbetracht der oben besprochenen Überlegungen und Annahmen kann der Eindruck entstehen, dass die jeweiligen Autoren die gelingenden, zur gesunden Entwicklung beitragenden Elemente „ihrer“ Theorie und Wissenschaft als *Grundlage für Resilienz* deklarieren, wie zum Beispiel Grossmann und Grossmann, bezüglich *sicherer Bindung* und *psychischer Sicherheit* (vgl. Abschnitt 3.4). Inwiefern bietet diese Einordnung also etwas nützliches Neues? Handelt es sich vielleicht eher um eine Kategorisierung schon bekannter Phänomene, womit ein Sinn und Nutzen der Ausrufung einer neuen Disziplin, der „Resilienzforschung“, wenig bereichernd wäre?⁶ Geht es, mit Grossmann und Grossmanns (2008, S. 280) Worten gesprochen, um „*reine Wortmagie*“? Luthar, Cicchetti und Becker (2000)

⁶ Damit soll nicht der Nutzen der *Protektionsforschung* in Frage gestellt werden, insofern sie Faktoren ermittelt, die sich nicht aus bestehenden Theorien erklären lassen.

verteidigen die Stellung von Resilienz als eigenes Konstrukt. Sie beziehen sich auf frühere Arbeiten von Luthar und ordnen den Resilienzbezug als Repräsentation einer hilfreichen Heuristik ein, der Überlegungen zu einer Entwicklung einen Rahmen gibt, die gängigen Theorien nicht entspricht.

Auch einer Diskussion des *erstrebenswerten* Gehalts von „Anpassung“, und damit der Theorie der Resilienz als „Anpassungsfähigkeit“ der hier viel zitierten Bindungsforscher Grossmann und Grossmann, soll an dieser Stelle kurz Raum gegeben werden. Es ist wohl klar nachvollziehbar, dass ein gewisses Maß an Anpassung Grundlage für ein „reibungloses“ Leben in einer sozialen Welt sein kann. Doch bezieht die Frage nach kindlicher Resilienz natürlich auch, oder vielmehr *gerade* ein Aufwachsen in einer Welt mit ein, die nicht kindgerechte, unwürdige Umstände bietet. Auch wenn es manche Kinder gibt, die solche Umstände ohne anhaltende psychische Schäden überstehen, so ist es außerordentlich fraglich, ob eine Anpassung an eine solche Welt, mit aller einhergehenden Unterdrückung oder dem Aufgeben eigener Bedürfnisse, Wünsche und Ängste, erstrebenswerte Fähigkeit im kindlichen Leben darstellt. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Ergebnisse neurobiologischer Forschung, die verdeutlichen, dass nicht nur die Genausstattung, sondern vor allem die Bedingungen ihrer Expression mit Resilienz einhergehen. Es ist nicht schwer vorstellbar, was eine Entwicklung in den sensiblen Jahren der Kindheit bedeutet, in welchen der Grundstein für so viele Fähigkeiten und Merkmale der Persönlichkeit gelegt wird. Im Sinne des Prinzips „use it or lose it“ werden aus entwicklungsneurologischer Sicht Fähigkeiten aktiviert oder auch nicht, die als Landkarten im Gehirn (Bowlby, 1969) Orientierung oder Risikobereitschaften vermitteln. Die Feinfühligkeit der frühen Pflegeperson als diejenige, die auf die spontanen Äußerungen des Kindes mit dem interpersonellen Interpretationsmechanismus (Fonagy, 2001) reagiert, ist dabei als Schaltstelle zwischen Genen und Umwelt wirksam, indem sie Gene aktiviert oder deaktiviert (methyliert oder demethyliert).

Beim Umgang mit dem Konzept der Resilienz muss berücksichtigt werden, welcher tatsächlichen Verletzung, welchem Leid und oft verheerenden Traumatisierungen Kinder ausgesetzt sind, die unter widrigen, belastenden Umständen aufwachsen, auch wenn sie sich als resilient erweisen, oder passender formuliert, erstaunliche, aner kennenswerte Fähigkeiten zum seelischen Widerstand und Selbstheilungskräfte entwickeln (Hauser, Golden, Allen, 2006). *„Das Leiden an ihren fehlenden Kindheiten und den teilweise unerträglichen Realitäten ihres Lebensalltages sollte (...) nicht verleugnet oder bagatellisiert werden. Dies ist in der Tat eine gewisse Gefahr beim Gebrauch des Begriffs ‚Resilienz‘“* (Leuzinger-Bohleber, 2009, S. 37), der einen Zustand ausdrückt, der sich unter neuen Belastungen durchaus verändern kann. Dornes (2002) gibt zu bedenken, dass als resilient angesehene Kinder Narben zurückbehalten und *„nicht einfach glückliche und beschwerdefreie Erwachsene“* (S. 103) werden. Da die Einstufung zumeist von dimensional Kriterien abhängt (vgl. Abschnitt 2) und wichtige Aspekte durch eine solche Einordnung leicht unter den Tisch fallen können, darf man auch bei als widerstandsfähig eingeschätzten Kindern nicht von einer völligen Abwesenheit psychischer Probleme ausgehen. Dementsprechend darf

die durchaus notwendige Hilfe auch für resiliente Kinder, die unter schwierigen Lebensumständen aufwachsen, nicht aus dem Blick verloren werden. „Die modernen Risikolagen, die die Entwicklung einer wachsenden Zahl von Kindern und Jugendlichen bedrohen, können auch die widerstandsfähigsten Kinder nicht allein aus ihren Stärken heraus bewältigen“ (Opp u. Fingerle, 2008, S. 7). Grossmann und Grossmann (2008, S. 296) warnen in diesem Sinne vor einem Propagieren „grenzenlos unbegründete[r] Erwartungen an ‚autonome‘ Selbstständigkeit als private Angelegenheit isolierter Kinder und Erwachsener“, was ihrer Ansicht nach ein „unreflektiertes Entwicklungs- und Erziehungsideal“ darstelle. In jedem Fall sollte eine *Anpassung um jeden Preis* keine erstrebenswerte Maxime sein.

Literatur

- Anthony, E. J., Cohler, B. J. (Hrsg.) (1987). *The invulnerable child*. New York: Guilford Press.
- Bowlby, J. (1969). *Attachment and loss: Volume 1: Attachment*. London: The International Psychoanalytic Library (79), 1-401. London: The Hogarth Press and the Institute of Psycho-Analysis.
- BZgA (2001). Was erhält Menschen gesund? Antonovskys Modell der Salutogenese – Diskussionsstand und Stellenwert. Zugriff am 01.05.2010 unter: http://www.bzga.de/botmed_60606000.html.
- Caspi, A., Sugden, K., Moffitt, T. E., Taylor, A., Craig, I. W., Harrington, H., McClay, J., Mill, J., Martin, J., Braithwaite, A., Poulton, R. (2003). Influence of life stress on depression: Moderation by a polymorphism in the 5-HTT gene. *Science*, 301, 386-389.
- Dornes, M. (2002). *Die emotionale Welt des Kindes*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Duman, R. S., Monteggia, L. M. (2006). A neurotrophic model for stress-related mood Disorders. *Biol. Psychiat.*, 59, 1116-1127.
- Fajardo, B. (1991). Analyzability and Resilience in Development. *Annual of Psychoanalysis*, 19, 107-126.
- Fenichel, O. (1938/1998). Ichstärke und Ichschwäche. In K. Laermann (Hrsg.), *Otto Fenichel, Aufsätze, Band II* (S. 80-92). Gießen: Psychosozial.
- Fingerle, M. (2008). Der „riskante“ Begriff der Resilienz – Überlegungen zur Resilienzförderung im Sinne der Organisation von Passungsverhältnissen. In G. Opp, M. Fingerle (Hrsg.), *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz* (S. 299-310). München: Reinhardt.
- Fonagy, P. (2001). The human genome and the representational world: The role of early mother-infant interaction in creating an interpersonal interpretive mechanism. *Bulletin of the Menninger Clinic*, 65, 427-448.
- Fonagy, P. (2009). Bindung, Trauma und Psychoanalyse – Wo Psychoanalyse auf Neurowissenschaft trifft. In M. Leuzinger-Bohleber, J. Canestri, M. Target (Hrsg.), *Frühe Entwicklung und ihre Störungen. Klinische, konzeptuelle und empirische psychoanalytische Forschung. Kontroversen zu Frühprävention, Resilienz und ADHS* (S. 40-61). Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel.
- Freud, A. (1969). *The Writings of Anna Freud: Vol 5: Research at the Hampstead Child-Therapy Clinic and Other Papers*. New York: International Universities Press.

- Grossmann, K., Grossmann, K. (2008). Die Entwicklung von Bindungen: Psychische Sicherheit als Voraussetzung für psychologische Anpassungsfähigkeit. In G. Opp, M. Fingerle (Hrsg.), Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München: Reinhardt, 279-299.
- Hartmann, H. (1975). Ich-Psychologie und Anpassungsproblem. Stuttgart: Klett.
- Hauser, S. T., Golden, E., Allen, J. P. (2006). Narrative in the study of resilience. *Psychoanalytic Study of the Child*, 61, 205-227.
- Heim, C., Nemeroff, C. B. (1999). The impact of early adverse experiences on brain systems involved in the pathophysiology of anxiety and affective disorders. *Biol Psychiatry*, 46, 1509-1522.
- Hoffmann, S. O., Egle, U. (1996). Risikofaktoren und protektive Faktoren für die Neurosenentstehung. *Psychotherapeut*, 41, 13-16.
- Ising, M., Depping, A. M., Siebertz, A., Lucae, S., Unschuld, P. G., Kloiber, S., Horstmann, S., Uhr, M., Müller-Myhsok, B., Holsboer, F. (2008). Polymorphisms in the FKBP-5 gene region modulate recovery. From psychosocial stress in health controls. *European Journal of Neuroscience*, 28, 389-398.
- Ittel, A., Scheithauer, H. (2008). Geschlecht als „Stärke“ oder „Risiko“? Überlegungen zur geschlechterspezifischen Resilienz. In G. Opp, M. Fingerle (Hrsg.), Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz (S. 98-116). München: Reinhardt.
- Leuzinger-Bohleber, M. (2009). Resilienz – Eine neue Forschungsperspektive auf frühe Entwicklungsprozesse. In M. Leuzinger-Bohleber, J. Canestri, M. Target (Hrsg.), Frühe Entwicklung und ihre Störungen. Klinische, konzeptuelle und empirische psychoanalytische Forschung. Kontroversen zu Frühprävention, Resilienz und ADHS (S. 18-39). Frankfurt a. M.: Brandes und Apfel.
- Lösel, F., Bender, D. (2008). Von generellen Schutzfaktoren zu spezifischen protektiven Prozessen: Konzeptuelle Grundlagen und Ergebnisse der Resilienzforschung. In G. Opp, M. Fingerle (Hrsg.), Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz (57-79). München: Reinhardt.
- Luthar, S. S., Cicchetti, D., Becker, B. (2000). The construct of resilience: A critical evaluation and guidelines for future work. *Child Development*, 71, 543-562.
- Luthar, S. S., Zelazo, L. B. (2003). Research on resilience: An integrative review. In S. S. Luthar (Hrsg.), Resilience and vulnerability: Adaptation in the context of childhood adversities (S. 510-550). New York: Cambridge University press.
- McEwen, B. S., Milner, T. A. (2007). Hippocampal formation: Shedding light on the influence of sex and stress on the brain. *Brain Res. Rev.*, 55, 343-355.
- McGowan, P., Sasaki, A., D'Alessio, A. C., Dymov, S., Laboutè, B., Szyf, M., Turecki, G., Meaney, M. J. (2009). Epigenetic regulation of the glucocorticoid receptor in human brain associates with childhood abuse. *Nature neuroscience*, 12, 342-348.
- Meaney, M. J., Szyf, M. (2005). Environmental programming of stress responses through DNA methylation: Life at the interface between a dynamic environment and a fixed genome. *Dialogues Clin. Neurosci.*, 7, 103-123.
- Opp, G., Fingerle, M. (Hrsg.). Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München: Reinhardt.
- Rauh, H. (2008). Resilienz und Bindung bei Kindern mit Behinderungen. In G. Opp, M. Fingerle (Hrsg.), Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz (S. 175-192). München: Reinhardt.

- Rutter, M. (1987). Psychosocial resilience and protective mechanisms. *American Journal of Orthopsychiatry*, 57, 316-331.
- Rutter, M. (1999). Resilience Concepts and Findings: Implications for Family Therapy. *Journal of Family Therapy*, 21, 119-144.
- Rutter, M., Moffitt, T. E. (2003). Using sex differences in psychopathology to study causal mechanisms: Unifying issues and research strategies. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 44, 1092-1115.
- Sroufe, L. A., Egeland, B., Calson, E. A., Collins, W. A. (2005). *The development of the person. The Minnesota Study of risk and adaptation from birth to adulthood*. New York: The Guilford Press.
- Stattin, H., Magnusson, D. (1990). *Pubertal maturation in female development*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Waddington, C. H. (1966). *Principles of Development and Differentiation*. New York: Macmillan.
- Weaver, I. C., Cervoni, N., Champagne, F. A., D'Alessio, A. C., Sharma, S., Seckl, J. R., Dymov, S., Szyf, M., Meaney, M. J. (2004). Epigenetic programming by maternal behaviour. *Nature Neuroscience*, 7, 847-854.
- Werner, E. E. (2008a). Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In G. Opp, M. Fingerle (Hrsg.), *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz* (S. 20-32). München: Reinhardt.
- Werner, E. E. (2008b). Resilienz: Ein Überblick über internationale Längsschnittstudien. In G. Opp, M. Fingerle (Hrsg.), *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz* (S. 311-327). München: Reinhardt.
- Wustmann, C. (2005). Die Blickrichtung der neueren Resilienzforschung. *Wie Kinder Lebensbelastungen bewältigen. Zeitschrift für Pädagogik*, 51, 192-206.

Korrespondenzanschrift: Lena Korn, Huttenstraße 69, 10553 Berlin;
E-Mail: lena.korn@ipu-berlin.de